

an geeigneten statistischen, und überhaupt an soziologischen Materialien und Untersuchungen sehr nachteilig bemerkbar gemacht habe. Ihrem Selbstverständnis nach begreifen sich die katholischen Verbände auch heute noch als Träger des Apostolats und als Instrumente zur Verwirklichung der katholischen Soziallehre, somit als Organisationen der christlichen Weltverantwortung (22). Sie sind jedoch nicht „Katholische Aktion“, d. h. keine Gruppierungen, deren Existenz aus dem Willen der Hierarchie unmittelbar abgeleitet wäre (39).

Das beherrschende soziologische Organisationsprinzip, das auch heute für die katholischen Verbände noch bestimmend sei, erblickt der Verf. in der mit der beruflichen Position gegebenen sozialen Schichtzugehörigkeit der Mitglieder. Die Wohngemeinde und damit auch die Pfarrei stellen demgegenüber heute kein gleichermaßen geeignetes Organisationsprinzip mehr dar. Ein spürbares „Organisationsdefizit“ sei bei der allerdings heterogenen „neuen Mittelschicht“ (qualifizierte Dienstleistungsberufe, „mittleres Management“ usw.) festzustellen. Dieser Schicht sollte ein ernsthaftes Organisationsangebot gemacht werden (94).

Im Lauf der Untersuchung berührt der

Verf. noch zahlreiche weitere Probleme: die Organisationsmüdigkeit und ihre verschiedenen Gründe, die Notwendigkeit eines Aggiornamento der Verbände, die Frage, ob die Verbände Massenorganisationen oder elitäre Gruppen darstellen sollen, sowie die Problematik der „organisierten Repräsentation“ im katholischen Bereich. Er streift, wenn auch vielleicht zu wenig ausführlich, das Problem des politischen Wirkens und Verhaltens der katholischen Verbände, die erfahrungsgemäß ein „Reservoir für Politiker“ darstellen.

Den besonderen Auftrag des katholischen Verbandswesens in der heutigen Zeit sieht Oelinger in der religiös-sozialen Bildungsarbeit, von jeher vornehmste Aufgabe der katholischen Vereine. Die Thematik sollte allerdings erweitert und das Verhältnis von Kirche und Demokratie intensiver als bisher behandelt werden.

Nicht auf alle praktischen Fragen des katholischen Verbandswesens gibt das gediegene und gründliche Buch Oelingers verständlicherweise eine fertige Antwort. Es bietet aber eine vorzügliche Darstellung zahlreicher grundlegender Probleme, denen sich die katholischen Verbände in der Gegenwart gegenüber sehen. Deshalb kommt dieser Untersuchung große Bedeutung zu. J. Listl SJ

Biographie

HACKEL, Sergij: *Die größere Liebe*. Der Weg der Maria Skobcowa (1891–1945). Aus dem Englischen von Annemarie Böll. Düsseldorf: Patmos 1967, 162 S. Lw. 12,80.

Maria Skobcowa ist Russin, von der sonnen Schwarzmeerküste, eine „Intellektuelle“, Dichterin, Sozialrevolutionärin. Sie ist befreundet mit Männern wie dem Politiker Kerenskij, dem Philosophen Berdjajew, dem Literaturwissenschaftler Moculskij, dem Theologen Bulgakov. Nach der Oktoberrevolution von 1917 geht sie mit ihrer Familie über Konstantinopel und Belgrad nach Frankreich in die Emigration. Zu Paris legt sie in die Hände des Metropoliten Evlogij die

Mönchsgelübde ab, bleibt aber „mitten in der Welt“ und nimmt sich ihrer unglücklichen Landsleute an, aller Verwahrlosten, und besonders auch, nach dem Einmarsch der Deutschen, der verfolgten Juden. Ihr Leben endet in den Gaskammern des Konzentrationslagers Ravensbrück.

Aus ihren Schriften, Briefen und Dichtungen und den Aufzeichnungen ihrer Freunde hat der Verfasser, Priester der Russisch-orthodoxen Kirche, ein eindrucksmächtiges Lebensbild gestaltet. Entscheidend für sie scheint der Tod ihrer kleinen Tochter gewesen zu sein, die den Namen Nastja, d. i. Anastasia, Auferstehung trug: „Ich kam als neuer Mensch

vom Friedhof zurück, ich sah einen neuen Weg vor mir, einen neuen Lebenssinn . . . eine Mutter zu sein für alle, die der Hilfe einer Mutter bedürfen.“ In ihrem Leben wird das Wort des Herrn wahr: „Eine größere Liebe hat niemand, als wer sein Leben hingibt für seine Freunde“ – daher auch der Titel des Buches. Es scheint festzustehen, daß „Mutter Maria“, wie sie genannt wird, in bewußter Selbstopferung anstelle einer Mitgefangenen in die Gaskammern ging, am Karsamstag 1945, als Zeugin für den Glauben an den Tod und die Auferstehung des Herrn. – Dank dem Verlag und nicht zuletzt der Übersetzerin für diese Kostbarkeit aus dem anderen Rußland.

L. Zodrow SJ

STEIN, Edith: *Briefauslese 1917–1942*. Freiburg: Herder 1967. 152 S. Lw. 12,80.

Diese Auswahl aus den Briefen von E. Stein umfaßt die ganze Zeit von den Jahren, da sie Assistentin von Husserl war, bis zu ihrem Tod in Auschwitz-Birkenau am 8. 8. 1942, mit Ausnahme der Jahre 1918–1927, der Zeit ihrer Konversion, aus denen alle schriftlichen Mitteilungen verlorengegangen sind oder sich noch in Privatbesitz befinden. Aus dem meist schlichten Inhalt leuchtet eine allem Guten offene und zur Verwirklichung des Erkannten fest entschlossene Seele hervor, eine Entschlossenheit, die sich durch den Tod in der Gaskammer heldenhaft bewährte. Sie, die nach eigenen Worten sich wohl an eine Sache hingeben, aber nicht gehorchen konnte, fand gerade im Gehorsam ihre Erfüllung, als sie erkannt hatte, daß „die Sache“, zu der sie der Gehorsam führen wollte, der Wille Gottes war, dem sie sich um keinen Preis verweigern wollte; darin liegt ihre Größe und Verehrungswürdigkeit.

Die Auslese ist vom Kölner Karmel besorgt worden. Eine kurze Einleitung beschreibt Lebensgang und Charakter; ein Anhang bringt Dokumente zu ihrem Tod, denen aber kaum etwas Neues zu entnehmen ist, außer daß Edith Stein sofort nach der Ankunft des Transportes in die Gaskammer geführt wurde.

A. Brunner SJ

HAUSENSTEIN, Wilhelm: *Licht unter dem Horizont*. Tagebücher von 1942 bis 1946. Hrsg. und eingel. von W. E. Süskind. München: Bruckmann 1967. 455 S., 1 Abb. Lw. 28,-.

Adressatin des Tagebuchs ist die geliebte Tochter. Die erste Tagebuch-Eintragung schreibt der Vater in die Restseiten des Wirtschaftsbuches der Tochter, wenige Monate nachdem sie vor Hitlers Rassegesetzen nach Brasilien ausweichen mußte: „Vielleicht wird es meiner Tochter eines Tages in die Hände fallen“ (19. 10. 1942).

Für Hausensteins autobiographischen Roman: „Lux perpetua, Summe eines Lebens aus dieser Zeit“ (Freiburg: Alber 1952) ist das Tagebuch eine wichtige Quelle und gleichzeitig ein Werkbericht, beginnend mit der ersten Konzeption des Romans und immer wieder von der Not und Verantwortung des Schreibens berichtend: „Das Gefühl einer unter der Arbeit an jeder Nuance wachsenden Verantwortlichkeit in Sache und Form; sehr bedrängend, auch gebe ich Leben ab“ (8. 1. 1944). Darüber hinaus aber bezeugt das Tagebuch in oft täglichen Eintragungen ein ungewöhnlich reiches Leben in der geistig und politisch immer dunkler und schwerer werdenden Zeit des zweiten Weltkriegs, geistige Weite und Wachheit, Fühligkeit und Wahrhaftigkeit, eine erstaunliche und genaue Erfassung philosophischer und theologischer Probleme. Das Erleben und Ergriffenwerden von der Voralpenlandschaft, Begegnungen, Gespräche, Zustimmung und Distanzierung, erste, später zuweilen korrigierte Urteile über Menschen und Bücher: „Man sollte die Freunde immer hinter ihren Fassaden suchen – gerade dann auch, wenn die Fassaden zuweilen ärgerlich sind.“ Der Kunsthistoriker Hausenstein, der Baudelaire-Übersetzer, der Kenner Goethes, vor allem der vornehme, weise und gütige Mensch in seiner Zeit kommt uns entgegen.

Das Tagebuch verbirgt das politische Geschehen. Es erscheint nur in genauer Reflexion bei der Entlassung des langjährigen Literaturblatt-Redakteurs der Frankfurter Zeitung, und als ihn das Schreibverbot trifft. Und dann wieder als das geliebte München